

Fugolf Dalfeth (Andreas Hauriker (Hg.),
Feinkönnen. Der Mensch zwischen Möglichkeit
und Wirklichkeit, Tüftgen (Höhr Siebeck) 2011,
S. 63-73.

Der Mensch als Orientierungswesen

Anthropologie zwischen alter und ego

von

WERNER STEGMAIER

1. Anthropologische Ernüchterung mit Nietzsche

Mit Nietzsches fast nebenbei gebrauchter Formel, der Mensch sei das »noch nicht festgestellte Thier«,¹ wurde auch die Philosophische Anthropologie in die evolutionsbiologische Perspektive gerückt. Der Mensch war – in der Philosophischen Anthropologie – bisher in moralphilosophischer Perspektive »festgestellt« worden. Sie hatte vergessen gemacht, dass auch einmal – Nietzsche denkt an die alten Griechen –

»das Leiden als Tugend, die Grausamkeit als Tugend, die Verstellung als Tugend, die Rache als Tugend, die Verleugnung der Vernunft als Tugend, dagegen das Wohlbefinden als Gefahr, die Wissbegier als Gefahr, der Friede als Gefahr, das Mitleiden als Gefahr, das Bemitleidetwerden als Schimpf, die Arbeit als Schimpf, der Wahnsinn als Göttlichkeit, die Veränderung als das Unsittliche und Verderbenschwangere in Geltung war!«²

¹ F. NIETZSCHE, *Jenseits von Gut und Böse* [JGB], 62. (Zitiert wird nach: F. NIETZSCHE, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* in 15 Bänden, hg. v. G. COLLI/M. MONTINARI, München 1980 [KSA], der Nachlass [N] nach Jahr, Heft bzw. Mappe, Nr. des Notats, Band und Seite der KSA.) Die berühmte Formel erscheint in JGB im Zusammenhang von Nietzsches Kritik der Religion, in vorausgehenden Notaten zuerst im Zusammenhang der Evolutionsbiologie – »Grundsatz: das, was im Kampf mit den Thieren dem Menschen seinen Sieg errang, hat zugleich die schwierige und gefährliche krankhafte Entwicklung des Menschen mit sich gebracht. Er ist das *noch nicht festgestellte Thier*.« (N 1884, 25[428], KSA 11, 125) –, dann im Zusammenhang mit der »Verkleinerung des ganzen Typus ›Mensch‹ durch »die große vorwärts treibende und unaufhaltsame demokratische Bewegung Europa's – das, was sich ›Fortschritt‹ nennt – und ebenso schon deren Vorbereitung und moralisches Vorzeichen, das Christenthum« (N 1885/86, 2[13], KSA 12, 72). Im V., auf JGB folgenden Buch der *Fröhlichen Wissenschaft* [FW] nennt Nietzsche den Menschen »das gefährdetste Thier« (FW 354).

² F. NIETZSCHE, *Morgenröthe* 18, KSA 3, 32.

Die Evolution ist zweiseitig. Sie zeigt den Menschen als ebenso erfolgreich wie gefährdet. Das, worauf der Mensch bisher am stolzesten war, sein Bewusstsein, ist in evolutionsbiologischer Perspektive ein Experiment mit ganz ungewissem Ausgang:

»Die Bewusstheit ist die letzte und späteste Entwicklung des Organischen und folglich auch das Unfertigste und Unkräftigste daran«, nicht »der Kern des Menschen; sein Bleibendes, Ewiges, Letztes, Ursprünglichstes!«³

Der Mensch ist in Nietzsches Sicht nicht, wie ihn Herder im 18. und Gehlen im 20. Jahrhundert bestimmt hatten, ein »Mängelwesen«, das seinen Mangel an leitenden Instinkten durch die weit umsichtigeren Vernunft kompensiert habe, sondern, wie alle andern auch in der Evolution des Lebens, ein experimentelles Wesen.⁴ Er ist jedoch besonders gefährdet und besonders gefährlich, weil er seine Besonderheit, sein extrem ausgebildetes Gehirn, nach evolutionären Maßstäben besonders schnell entwickelt hat, die übrigen Lebewesen weitgehend unter seine Kontrolle bringen und seine Umweltbedingungen zunehmend selbst gestalten konnte. Wie alle erfolgreichen Lebewesen bisher kann er gerade wegen seines überwältigenden Erfolgs auch wieder an seine Grenzen stoßen. Er könnte seine Lebensbedingungen, wofür sich die Anhaltspunkte mehren, so verändern und vielleicht schon verändert haben, dass ihm sein weiteres Überleben schwer werden wird.

Doch selbst wenn es ihm gelänge, sich stabil in der Evolution einzurichten, gälte das wohl nicht auf ewig. Denn in astronomischer Zeit wird, wie Nietzsche schon wusste, vermutlich alles Leben auf der Erde ein Ende haben, wenn die Sonne unseres Sonnensystems verglüht. Mit dieser ernüchternden Perspektive begann Nietzsche seine frühe unveröffentlichte Abhandlung *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, die seinem ganzen Werk die Richtung gab:

»In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der »Weltgeschichte«: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben.«⁵

Der Stolz des Menschen auf seine Besonderheit ist nicht mehr als eine Befangenheit in einem »Pathos«, die er mit jedem andern Lebewesen teilen dürfte:

³ FW 11.

⁴ Vgl. J.G. HERDER, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Werke, hg. v. B. SUPHAN, Bd. 5, Berlin 1891, 26–29, und W. BREDE, Art. Mängelwesen, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 5, Basel/Darmstadt 1980, Sp. 712 f, der bei Nietzsche freilich die »Herdersche These [...] in extremer Form« wiederfindet.

⁵ F. NIETZSCHE, Über Wahrheit und Lüge 1, KSA 1, 875.

»Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt. Es ist nichts so verwerflich und gering in der Natur, was nicht durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens sofort wie ein Schlauch aufgeschwellt würde; und wie jeder Lasträger seinen Bewunderer haben will, so meint gar der stolzeste Mensch, der Philosoph, von allen Seiten die Augen des Weltalls teleskopisch auf sein Handeln und Denken gerichtet zu sehen.«⁶

Aus moralphilosophischer Sicht sind solche Perspektiven nihilismusverdächtig, und so sah es auch Nietzsche selbst. »[D]ie christliche Moral-Hypothese«, notierte er in seinem späteren Lenzer Heide-Entwurf, habe den Menschen über den Nihilismus hinweggerettet, indem sie ihm »im Gegensatz seiner Kleinheit und Zufälligkeit im Strom des Werdens und Vergehens« »einen absoluten Werth« verliehen habe, und die griechische Philosophie habe eben dafür eine »adäquate Erkenntniß« angesetzt. Nun aber, da in der evolutionsbiologischen und der astronomischen Perspektive die »Moral-Interpretation« ihrer Glaubwürdigkeit verlustig gehe, müsse sich der alte Nihilismus neu verschärfen, müsse die »Crisis« eine tiefe Desorientierung auslösen und eine schwere Enttäuschung nach sich ziehen – und mit ihr einen »Wille[n] zur Zerstörung« und »Selbsterstörung«, »ein blindes Wüthen« des europäischen Menschen im Kampf um seine verlorene Grundorientierung freisetzen.⁷ Nietzsche schrieb das am Ende des 19. Jahrhunderts mit erschreckender Hellsicht auf das 20. mit seinen Weltkriegen, Totalitarismen und Genoziden. Dennoch ist der Mensch, auch nach Nietzsche, dem Nihilismus nicht hoffnungslos ausgesetzt. Das Mittel gegen ihn ist und kann nur sein, ihn ernstzunehmen und die neue »Wahrheit« einzuverleiben,⁸ das »Experiment«, sich eben auf die evolutionsbiologische und astronomische Perspektive einzulassen und zu sehen, wieweit man mit ihr leben kann, und das heißt nun also: sich jenseits der »Selbst-Verschönerung« einerseits, der »Selbstverkleinerung des Menschen« andererseits⁹ auf die Nicht-Festgestelltheit und vielleicht Nicht-Feststellbarkeit des Menschen, die Kontingenz und Zeitlichkeit seiner Bestimmung auch und gerade in der Philosophischen Anthropologie einzustellen.¹⁰

⁶ Ebd., 875f.

⁷ NIETZSCHE, N 1886/87 (sog. Lenzer Heide-Entwurf, überschrieben »Der europäische Nihilismus«, datiert Lenzer Heide, den 10. Juni 1887), 5[71], KSA 12, 211–217.

⁸ Vgl. FW 110.

⁹ NIETZSCHE, N 1884, 25[101], KSA 11, 35; Zur Genealogie der Moral [GM], III 25, KSA 5, 402–405.

¹⁰ Zu einer Theologischen Anthropologie nach dem Nihilismus vgl. I.U. DALFERTH, Die Selbstverkleinerung des Menschen, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 105 (2008), 94–123.

2. Der Mensch als Orientierungswesen

Das ist zwanglos möglich, wenn man den Menschen als »Orientierungswesen« versteht.¹¹ Der Begriff ›Orientierung‹, der ursprünglich nur geographisch gebraucht wurde, ging am Ende des 18. Jahrhunderts durch Moses Mendelssohn und Immanuel Kant zunächst in die Philosophie und von ihr aus in den alltäglichen Sprachgebrauch ein, verbreitete sich in die meisten europäischen und viele außereuropäischen Sprachen und ist inzwischen so gängig geworden, dass er völlig selbstverständlich scheint und in der Philosophie, der Theologie und den übrigen Wissenschaften regelmäßig zur Bestimmung anderer Begriffe gebraucht wird, ohne selbst aufgeklärt und bestimmt zu werden.¹² Er ist dennoch ein Begriff auf der Höhe der Zeit. Denn *Orientierung* setzt keinerlei festen Bestände, nichts ›Festgestelltes‹ mehr voraus. Sie ist gerade die Leistung, sich in immer *neuen* Situationen immer neu zurechtzufinden und darin Handlungsmöglichkeiten auszumachen, durch die sie sich bewältigen lassen. Mit jeder Situation, in der die Orientierung gelingt oder misslingt, lernt sie hinzu und verändert, verschiebt dadurch ihre Struktur. Sie geht in der Zeit mit der Zeit. Das bewerkstelligt sie so, dass sie sich gegen alles, was in ihr fest wird – Gewohnheiten und Routinen, Zeichen und Sprachen, Begriffe und Identitäten, Planungen und Ordnungen, Werte und Normen, Gebote und Gesetze – Spielräume offenhält; *Spielräume* offenzuhalten, in denen mit Neuem neu umgegangen werden kann, macht den *Grundcharakter der Orientierung* gegenüber bloßer starrer Regelbefolgung aus. Spielräume sind ihrerseits nicht festzulegen und darum schwer auf den Begriff zu bringen. ›Spielraum‹ ist, mit einem Begriff Hans Blumenbergs, eine ›absolute Metapher‹;¹³ am ehesten lässt er sich (paradox) als geregelte Grenze ungeredelten Verhaltens bestimmen.¹⁴ In ihren Spielräumen vermittelt die Orientierung immer neu Möglichkeit und Wirklichkeit und damit auch – im Sinn des Leitthemas dieses Bandes – die Möglichkeiten und Wirklichkeiten des Menschen. Spielräume sind Freiheiten, aber keine abstrakten, aus den Lebenszusammenhängen isolier-

¹¹ Den Begriff »Orientierungswesen«, den mir die Herausgeber dieses Bandes mit dem Thema meines Beitrags vorgaben, hat m. W. zuerst Ernst Wolfgang Orth in seiner Interpretation von Husserls *Krisis*-Schrift gebraucht: vgl. E. W. ORTH, *Edmund Husserls ›Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie‹*, Darmstadt 1999, 3, 84ff u. ö. Den Hinweis verdanke ich G. STENGER, *Philosophie der Interkulturalität. Erfahrung und Welten. Eine phänomenologische Studie*, Freiburg/München 2006, 141.

¹² Vgl. dazu und zum Folgenden W. STEGMAIER, *Philosophie der Orientierung*, Berlin/New York 2008.

¹³ Vgl. H. BLUMENBERG, *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960), Frankfurt a. M. 1998.

¹⁴ Vgl. STEGMAIER, *Philosophie der Orientierung*, 221–224.

ten Freiheiten, wie sie die moralphilosophische Tradition konstruiert hat, sondern Freiheiten in den Grenzen der jeweiligen Lebensbedingungen. Sie entspringen ihnen nicht jungfräulich und in voller Rüstung wie Athene dem Haupte des Zeus, sondern müssen Schritt für Schritt erworben und können selbst wieder nur in Spielräumen erweitert werden.

Die Orientierung in Spielräumen aber geht allem übrigen voraus. Man muss sich zuerst orientieren, bevor man etwas ins Auge und in Begriffe fassen kann. Schon die erste und scheinbar einfachste Orientierung, die Unterscheidung von Rechts und Links, entzieht sich, wie Kant bemerkte und wovon er in seiner Philosophie der Orientierung ausging, ebenso der Wahrnehmung wie dem Denken: man kann wohl nach rechts und nach links, dort aber Rechts und Links selbst nicht sehen, und man kann jedes nur durch das andere definieren (›rechts ist da, wo der Daumen links ist‹). Aber Rechts und Links muss man nicht nur unterscheiden können, um sich in der Welt zurechtzufinden, sondern auch um lesen und sich wissenschaftlich mit ihr befassen zu können; wir können es, können es aber nach herkömmlichen Kategorien nicht begreifen. Orientierung geht also auch noch der Unterscheidung von Wahrnehmung und Denken voraus, die die griechische Philosophie stark gemacht hatte und auf die sich seither der Stolz des Menschen gründet – der Mensch allein sollte über das Denken verfügen, sein Denken sollte ihn vor allen andern Lebewesen auszeichnen. Es ist nicht diese Unterscheidung, die ursprünglich ist, sondern die Orientierung, die sie macht: Orientierung ist *ursprünglich* im griechischen Sinn, ἀρχή. Ursprünglich ist sie aber nicht im zeitlichen Sinn, sie hat keinen zeitlichen Anfang. Denn jeder neuen Orientierung geht schon eine frühere, also wieder Orientierung voraus, soweit wir irgend zurückgehen können, und als Säuglinge und Kinder lassen wir uns von unseren Eltern orientieren, bis wir uns, Schritt für Schritt, Spielräume unserer eigenen Orientierung geschaffen haben. Als Orientierung, die immer schon Orientierung voraussetzt, ist sie *selbstbezüglich*, und sofern sie sich mit dem Wandel der Welt, über die sie orientiert, selbst wandelt, sofern sie mit der Evolution selbst evoluiert, ist sie *zeitlich*, veränderlich, selbst evolutionär. Diese drei, Ursprünglichkeit, Selbstbezüglichkeit und Zeitlichkeit, sind die *Grundbedingungen der Orientierung*.

Sie startet ohne metaphysische Gewissheiten. Über neue Situationen muss man sich erst *Übersicht* verschaffen, und das ist nie vollständig möglich. Denn die alltägliche Orientierung steht zumeist unter *Zeitdruck*: man hat in der Regel nur begrenzte Zeit, um eine neue Situation zu bewältigen, einerseits Schaden von sich abzuwenden, andererseits Gelegenheiten zu ergreifen, seinen Nutzen zu mehren und so weitermachen, weiterkommen, weiterleben zu können. Eine vollständige Übersicht über die Situation ist aber auch nicht notwendig: wir handeln erfolgreich auf wenige *Anhaltspunkte* hin, die wir rasch erfassen und die lediglich gut zusammenpassen müssen (man

braucht ein neues Auto, da ist ein Sonderangebot, die Funktion stimmt, die Form stimmt, der Preis stimmt, man kennt die Marke, und Bekannte empfehlen es), wir handeln, sagte Kant, nicht auf ein Wissen, sondern auf einen ›Glauben‹ hin, der niemals völlig, aber jeweils hinreichend gewiss ist. Dabei bleibt immer *Ungewissheit*: hat man die Anhaltspunkte wahrgenommen, die hier von Belang sind? hat man sie richtig verstanden? reichen sie wirklich schon aus? könnte nicht noch ganz anderes eine Rolle spielen (besitzen die Bekannten vielleicht Aktien der Autofirma)? Mit Ungewissheit zurechtzukommen, ist die *Grundaufgabe der Orientierung* und die Beunruhigung durch den Zeitdruck ihre *Grundstimmung*. Darum braucht es in der Orientierung, anders als bei vermeintlich völlig gewissem Wissen, Aufmerksamkeit und Mut: sie machen die *Grundhaltung der Orientierung* aus.

All das gilt aber auch für die Orientierung anderer Lebewesen. Alle Lebewesen sind um so überlebensfähiger, je leichter und darum auch schneller sie sich in neuen Situationen orientieren können. *Orientierungsfähigkeiten sind Überlebensfähigkeiten*. Damit aber lassen sich Menschen nicht mehr so einfach und klar von anderen Tieren abgrenzen wie durch das traditionelle metaphysische Kriterium ›Vernunft‹. Denn der Mensch ist in seinen Orientierungsfähigkeiten, wie die aktuelle Orientierungsforschung immer deutlicher zeigt, anderen Arten teils unterlegen, teils überlegen; so fehlt ihm etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, der magnetische Kompass der Zugvögel. Dennoch hat er sich, jedenfalls vorläufig, gegen alle übrigen Arten so durchgesetzt, dass er nun über ihr Überleben entscheiden kann, nicht aber sie über seines (auch wenn manche ihm nachhaltig gefährlich werden können wie etwa das HIV-Virus). Und es wird zunehmend deutlicher, dass es nicht eine metaphysische Vernunft und auch nicht ein besonderes Sein ist, das wir ›Bewusstsein‹ nennen, das die Orientierungsfähigkeiten des Menschen so überlegen gemacht hat, sondern seine *Orientierung in Zeichen*. Norbert Elias hat von der »*Symbolemanzipation* der Menschheit« gesprochen.¹⁵ Zeichen schließen an Anhaltspunkte an: man kann Anhaltspunkte markieren, etwa durch ein Kreuz, und die Markierung dann vom Anhaltspunkt lösen, dann wird ein Zeichen, hier das X, daraus. Solche von den jeweiligen Anhaltspunkten der jeweiligen Situation gelösten Zeichen schaffen Spielräume, über die jeweiligen Situationen hinweg zu agieren, vorgehend zu planen und zurückgreifend sich Erfahrungen nutzbar zu machen, also über die unmittelbar gegebene Gegenwart hinaus Zukunfts- und Vergangenheitshorizonte zu eröffnen. Von der Situation gelöste Zeichen sind leichter verfügbar als Anhaltspunkte in der Situation; Zeichen machen die Orientierung dadurch leichter und schneller, sie kürzen sie ab. Die stärkste Möglichkeit aber, die Zeichen bieten, ist, Zeichen selbst durch

¹⁵ N. ELIAS, *Symboltheorie*, übers. v. R. ANSÉN (Gesammelte Schriften, Bd. 13), Frankfurt a.M. 2001, 86.

Zeichen abzukürzen, unübersehbar viele Zeichen jeweils in wenige übersichtliche zu komprimieren, d.h. sie ihrerseits selbstbezüglich zu gebrauchen.¹⁶ Die Selbstbezüglichkeit der Zeichen wird wiederum durch die Schrift nachhaltig unterstützt und weiter durch den Buchdruck, der erst alle Schriften allen frei zugänglich machte. Die *selbstbezügliche Abkürzung von Zeichen in Zeichen*, zuletzt in den Digitalcode von Computersprachen, potenziert die Beschleunigung der Orientierung, sie scheint es zu sein, die dem Menschen seine letzte Überlegenheit verschafft hat.

Orientierung in Zeichen ist Weltabkürzungskunst.¹⁷ Von ihr aus hat Nietzsche auch schon das *Bewusstsein* begriffen: Die »Feinheit und Stärke des Bewusstseins« stehe »immer im Verhältniss zur Mittheilungs-Fähigkeit eines Menschen (oder Thiers)« und »die *Mittheilungs-Fähigkeit* wiederum im Verhältniss zur *Mittheilungs-Bedürftigkeit*«, schrieb er im V. Buch der *Fröhlichen Wissenschaft*, Nr. 354. Unser Bewusstsein kann mit anderen Bewusstseinen nur durch Zeichen kommunizieren, und so muss es sich als Bewusstsein der Zeichen, »unter dem Druck des Mittheilungs-Bedürfnisses entwickelt« haben. Nietzsche hat hier, wie so oft, revolutionäre Einsichten auch der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns vorweggenommen: »Bewusstsein«, das wir für unser Eigenstes, Innerstes halten, »ist eigentlich nur ein Verbindungsnetz zwischen Mensch und Mensch, – nur als solches hat es sich entwickeln müssen: der einsiedlerische und raubthierhafte Mensch hätte seiner nicht bedurft.«¹⁸ Wortsprachen setzen offenbar erweiterte Gehirnstrukturen und spezifische Gedächtnisse voraus, die in diesem Ausmaß, soweit wir wissen, nur dem Menschen zur Verfügung stehen. Aber auch sie bleiben sichtlich begrenzt: wir können in begrenzter Zeit nur eine begrenzte Zahl von Zeichen lernen, die wir dann in einer unbegrenzten Zahl von Situationen gebrauchen müssen. So muss auch der Zeichengebrauch Spielräume lassen. Spielräume sind auch hier kein Mangel, wie bis heute Anhänger von Idealsprachen glauben machen wollen. Zeichen brauchen sie, um in immer neuen Situationen immer neu (wenn auch wiederum

¹⁶ Das hat Elias offenbar nicht, wohl aber schon Nietzsche gesehen. Vgl. NIETZSCHE, N 1886, 1[28], KSA 12, 17 (»die Erfindung von Zeichen für ganze Arten von Zeichen«), und dazu W. STEGMAIER, *Nietzsches Zeichen*, in: *Nietzsche-Studien* 29 (2000), 41–69, hier 63f.

¹⁷ Vgl. NIETZSCHE, N 1886/87, 5[16], KSA 12, 190: »Logik und Mechanik sind nur auf das Oberflächlichste anwendbar: eigentlich nur eine Schematisir- und Abkürzungskunst, eine Bewältigung der Vielheit durch eine Kunst des Ausdrucks, – kein ›Verstehen‹, sondern ein Bezeichnen zum Zweck der Verständigung. Die Welt auf die Oberfläche reduziert denken heißt sie zunächst ›begrifflich‹ machen.«

¹⁸ NIETZSCHE, FW 374. Vgl. N. LUHMANN, *Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?; Die Autopoiesis des Bewußtseins; Die Soziologie und der Mensch*, alle in: *DERS., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*, Opladen 1995, 37–54, 55–112, 265–274.

nur in Spielräumen neu) gebraucht und nicht immer neu erfunden werden zu müssen. Nur so können sie von Generation zu Generation tradiert werden. Elias unterschied zwischen biologischer Evolution, die über die Weitergabe von Genen und darum vergleichsweise langsam verläuft, und gesellschaftlicher Entwicklung, die, unter weitgehend gleichbleibendem Stand der biologischen Evolution, vergleichsweise schnell durch Lernen erfolgt – durch Lernen von Zeichen.¹⁹

Auch das *Denken* lässt sich zwanglos als Orientierungsleistung verstehen. Philosophisch wurde es lange als rein logisches Denken nach Regeln gefasst. Im alltäglichen Sprachgebrauch wird ›Denken‹ jedoch vielfältig differenziert, und das scheint seinen Funktionen für die Orientierung viel näher zu kommen. So kann man

- ›an etwas denken‹, auf etwas aufmerksam bleiben: Denken als vorübergehend festgehaltene *Aufmerksamkeit*;
- ›denken, dass etwas sich so und so verhält‹, meinen, glauben: Denken als *Glauben*, das irren kann (›Der Mensch denkt, Gott lenkt‹);
- ›etwas denken‹, ›sich etwas so und so denken‹: Denken als *Vorstellen*;
- ›etwas erdenken‹, ›sich etwas ausdenken‹, erfinden, ausmalen: Denken als *Phantasie*, als *Einbildungskraft*;
- ›nachdenken‹, sich besinnen: Denken als *Meditation*;
- ›zurückdenken‹, sich an etwas erinnern: Denken als *Gedächtnisleistung*;
- ›weiterdenken‹ und ›vorausdenken‹, künftige Situationen einplanen: Denken als *Vorsorge*;
- ›über etwas nachdenken‹, die Belange von etwas erschließen, das problematisch geworden ist und nun ›zu denken gibt‹: Denken als gezielte *Suche*;
- ›etwas bei etwas bedenken‹, berücksichtigen, in einen Plan einbeziehen: Denken als *Rücksicht*;
- ›sich in etwas hineindenken‹, etwas in seinen eigenen Zusammenhängen zu erschließen und zu verstehen suchen: Denken als *Einfühlen*;
- ›etwas durchdenken‹, seine Zusammenhänge methodisch schrittweise erfassen: Denken als *konsequentes* und, in mehr oder weniger geregelter Form, *wissenschaftliches Denken*;
- ›etwas überdenken‹, bereits Gedachtes überprüfen, nach neuen Erfahrungen unter neuen Gesichtspunkten neu bedenken: Denken als *Prüfinstanz* und gezielte *Perspektivierung*;
- ›etwas zu tun (ge-)denken‹, eine *Absicht* haben, einen Entschluss fassen: Denken als *Wille*;
- und schließlich einfach ›denken‹ im Sinn von ›charakteristisch denken‹, z.B. ›tief‹ oder ›oberflächlich‹, ›politisch‹ oder ›unpolitisch‹, ›moralisch‹ oder ›unmoralisch denken‹, ›in etwas‹ oder überhaupt ›anders denken‹: Denken als *gesamte Urteils- und Willensbildung* einer Person, Gruppe oder

¹⁹ ELIAS, Symboltheorie, 34 ff.

Gesellschaft, das seinerseits wieder in ›gut oder schlecht über oder von etwas oder jemand denken‹ *moralisch unterschieden* wird.

So umfasst ›Denken‹ im alltäglichen Sprachgebrauch das gesamte, in der philosophischen Tradition in ›Denken, Fühlen und Wollen‹ eingeteilte Spektrum von Orientierungsleistungen, einschließlich ihrer affektiven oder moralischen Bewertungen. Es schließt jedoch das Wahrnehmen, den Bezug auf unmittelbar Gegebenes, aus. Hier behält die alte griechische Unterscheidung ihr Recht: allen Modi des Denkens ist die *Distanzierung von der gegebenen Situation* gemeinsam. Darin aber kommt es zugleich mit den Zeichen überein, die die metaphysische Tradition als sekundär betrachtet hat. Wir denken in Zeichen, und dieses Denken in Zeichen ermöglicht es, Alternativen zur jeweiligen Situation zu entwerfen und im ›Gedächtnis‹ vorzuhalten (das sprachlich ebenfalls zum ›Denken‹ gehört). Die ›Denken‹ genannten Orientierungsleistungen lassen allesamt Situationen ›anders sehen‹: sie eröffnen damit neue Spielräume für erfolgversprechende Handlungsmöglichkeiten in ihnen. Wenn es eine übergreifende Funktion des Denkens in der Orientierung gibt, liegt sie nicht im Denken eines abstrakten Seins, sondern in dieser *Erweiterung der Handlungshorizonte*.

Im übrigen lässt sich Denken, was immer es sei, selbst nicht beobachten und bestenfalls mittelbar erfassen. So wie wir es verstehen, ist es vom Sprechen unterschieden: es kann auch schweigend geschehen und erweckt dadurch den Anschein der *Sprachlosigkeit*. Vom Schreiben ist es unterschieden, sofern es das Schreiben als nicht ›natürliche‹, sondern (mehr oder weniger mühsam) erlernte und als solche auffällige Bewegung steuert: dadurch erweckt es den Anschein der *Kausalität*. Beim Denken müssen jedoch keine sichtbaren Wirkungen eintreten, und dadurch erweckt es zugleich den Anschein der *Wirkungslosigkeit*. Auf längere Sicht kann es aber durchaus Wirkungen zeitigen. Man sieht in ihm dann ein *beruhigtes oder ruhiges Handeln* und fordert einander entsprechend zu ›ruhigem Nachdenken‹ auf. Ruhe bedeutet in der Orientierung eine Minderung des Handlungs- und Zeitdrucks. Zu dieser Minderung des Handlungs- und Zeitdrucks durch Denken und Nachdenken muss man aber wiederum ›Zeit haben‹: Denken und Nachdenken braucht seinerseits Zeit und während dieser Zeit körperliche Entspannung, sei es Stillsitzen oder Stillstehen, sei es eine ruhige, regelmäßige Bewegung wie das Spaziergehen. In körperlicher Entspannung oder Routine wird eine Distanz auch zum eigenen Körper möglich, und da der Körper bei aufregendem (im Unterschied zum aufgeregten) Denken äußerlich (freilich nur äußerlich) ruhig bleiben kann, erweckt das Denken den Anschein der *Körperlosigkeit*. Indem dieses sprachlos, ruhig, entspannt und körperlos Tätige, das unmittelbar wirkungslos, auf längere Sicht aber durchaus wirkungsvoll sein kann, Zeichen verknüpft und dadurch füreinander haltbar macht, Orientierung durch Entwürfe von Orientierung gibt,

die in wechselnden Situationen wechselnd einsetzbar sind, erweckt es den Anschein der *Konstruktivität* und *Kreativität*. Sofern durch seine Abkürzungen Zeit gewonnen wird, erweckt das Denken selbst den Anschein der *Zeitlosigkeit*. Und soweit seine Entwürfe in sehr unterschiedlichen Situationen anschlussfähig sind, erweckt es den Anschein der *Standpunktlosigkeit* oder eines theoretischen, zu situationsenthobener Übersicht fähigen Standpunkts. Denken wird, wo es gelingt und dabei als gelingendes auffällt, mit Lust, und wo es nicht gelingt und schwerfällt, mit Unlust erlebt. In Lust und Unlust wird es als eigenständige und eigengesetzliche Tätigkeit erfahren, die eigenen Passungen und Regeln folgt und sich darin der eigenen Willkür entzieht. Es erweckt dann den Anschein der *Eigengesetzlichkeit* oder ›Folgerichtigkeit‹, der man sich nicht entziehen kann, des *Zwangs*, auf den dann Logiken ›bauen‹. Aber auch dies ist ein Zwang, der Spielräume lässt, dem man sich in der Orientierung ›unterwerfen‹ kann oder auch nicht.

3. Anthropologie zwischen alter und ego

Denken kann jeder nur für sich. Er muss sein Denken aber in Zeichen und Sprachen mitteilen, die sich in der *Kommunikation* eingespielt haben, also allgemein verständlichen Zeichen, und muss, wie angedeutet, die Zeichen zugleich, wenn sie für wechselnde Situationen taugen sollen, in Spielräumen ihrer Bedeutung gebrauchen. Es sind wieder die *Spielräume*, die die Kommunikation notwendig und interessant machen – worauf deutet der Andere mit seinen Zeichen hin, in welcher ›Bedeutung‹ gebraucht er sie, welche Orientierung gibt er mir dadurch? Hätten alle Zeichen stets für alle denselben Sinn, könnte ich den Andern als mein schlichtes alter ego voraussetzen – es käme auf ihn gar nicht an, und so müsste ich auch nicht erst aufwändig mit ihm kommunizieren. In der Orientierung, wie wir sie tatsächlich erfahren, ist alter aber eben nicht alter ego – andere Orientierungen sind für uns immer zugleich *beunruhigend* (wenn der Andere sich anders verhält oder etwas anders versteht, mache oder verstehe ich's dann falsch?) und *beruhigend* (wenn denn der Andere sich gleich verhält oder das Fragliche gleich versteht, mache ich's wohl auch richtig). *Orientierungen sind unvermeidlich getrennt*, jeweils an ihre Standpunkte, Horizonte und Perspektiven gebunden; auch wenn man versucht, die Perspektiven anderer einzunehmen, tut man das unvermeidlich vom eigenen Standpunkt aus. Der Begriff der Intersubjektivität ist darum irreführend.²⁰

²⁰ Vgl. J. SIMON, *Philosophie des Zeichens*, Berlin/New York 1989, 295, 302, und DERS., *Kant. Die fremde Vernunft und die Sprache der Philosophie*, Berlin/New York 2003, 19, 153 Anm., 210, 260f, 324f und STEGMAIER, *Philosophie der Orientierung*, 361f. Husserls Begriff der Intersubjektivität, heute einer der geschätztesten, geht von

Aber *Orientierungen sind auch aufeinander angewiesen*, brauchen einander, Orientierung ist weitgehend *Orientierung an anderer Orientierung*. Sie verläuft zum großen Teil über Nachahmung und Anpassung.²¹ Doch auch der Anschluss an andere Orientierungen schafft nicht schlichte Gemeinsamkeiten, gleicht ego und alter nicht einfach an, der Andere bleibt auch hier beunruhigend und interessant. Luhmann hat im Anschluss an Talcott Parsons von ›*doppelter Kontingenz*‹ gesprochen: sie bedeutet eben dies, dass man in der Orientierung an anderer Orientierung stets damit rechnen muss, dass der Andere anders versteht und anders reagiert, als man es erwartet hat, und dass auch der Andere damit rechnet.²² So müssen sich beide Seiten unentwegt bemühen, einigermaßen ›miteinander zurechtzukommen‹ – Gesprächs-, Kommunikationssituationen sind ebenfalls Orientierungssituationen.

In der Interaktion und Kommunikation kann *Vertrauen* wachsen, durch (unabsichtliche) Missverständnisse und (absichtliches) Missverstehen aber auch *Misstrauen* und schließlich ein (gesundes) Misstrauen in das eigene Vertrauen auf andere. Weil man sich mehr als auf alles andere auf andere Menschen verlassen muss, aber doch nicht immer verlassen kann, hebt sich die Ungewissheit in der Orientierung an anderer Orientierung nicht auf, sondern steigert sich noch. So versuchen wir festzulegen, was irgend festzulegen ist, durch Absprachen, Verträge, Normen, Gesetze, *Ordnungen* jeder Art, aber auch sie können wieder hintergangen und missbraucht werden. Allgemeine Festlegungen setzen *Identitäten* voraus, aber auch diese Identitäten gibt es nicht einfach, sondern sie müssen jeweils identifiziert werden, und das kann in der jeweiligen Orientierung jeweils wieder in Spielräumen anders geschehen. Selbst unsere eigene Identität (oder unsere eigenen Identitäten) erwerben wir, wie vor allem G.H. Mead gezeigt hat, in der doppelt kontingenten Orientierung an anderer Orientierung durch Identifikationen mit Identifikationen durch andere (der eine nennt den Andern einen netten Menschen, und der kann sich dann auch selbst so sehen – oder nicht). Und eben dies verschafft auch der Orientierung an anderer Orientierung ihre Dynamik: auch Identitäten bleiben auf diese Weise beweglich, erneuern sich laufend, gehen mit der Zeit und erfüllen so ebenfalls eine Grundbedingung der Orientierung. Identitäten sind nicht metaphysische Substanzen, sondern evolutionäre *Fluktuanzen*. Und darum müssen sie auch immer wieder neu festgestellt werden, als feste Anhaltspunkte auf Zeit für nicht und niemals festgestellte Orientierungen.

Gemeinsamkeiten *gegebenen* Subjekte aus, während nach Kant doch nur Objekte sinnlich gegeben sein können, dies aber gerade bei Bewusstsein nicht möglich ist.

²¹ Vgl. G. DEL TARDE, *Les lois de l'imitation*, Paris 1890, deutsch: *Die Gesetze der Nachahmung*, übers. v. J. WOLF, Frankfurt a.M. 2003.

²² Vgl. N. LUHMANN, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Systemtheorie*, Frankfurt a.M. 1984, Kap. 3 (148–190).